

# Dichterbesuche

Autor(en): **Basler, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **33 (1959)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558832>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DICHTERBESUCHE

Das Thema hat mir der Redaktor der Aarauer Neujahrsblätter auf die Zunge gelegt; von selbst wäre ich nicht darauf gekommen, und ohne seine Ermunterung hätte ich auch nicht den Mut gehabt, über den Besuch von Dichtern zu schreiben, denn, so meinte ich, es möchte scheinen, als ob ich mich ihrer rühmen wollte. Besuche empfängt man ja nicht, um nachher darüber zu schreiben oder davon zu erzählen und um großen Stoff zu journalistischer Tätigkeit zu haben, sondern bloß, um mit Menschen in unmittelbaren Kontakt zu gelangen, die einem etwas bedeuten und deren persönliches Gespräch der bereits bestehenden Beziehung förderlich ist. Bei den Besuchen, von denen hier die Rede sein soll, handelt es sich um erstmalige Zusammentreffen mit Dichtern, mit denen ich schon viele Jahre in Briefwechsel stand und die, nach wiederholten persönlichen Begegnungen, die Initiative zu einem Besuche bei mir zu Hause ergriffen; es sind *Jakob Wassermann*, *Thomas Mann* und *Josef Reinhart*. Die Auswahl unter vielen hat mir Kopfzerbrechen bereitet, und warum ich gerade darauf kam, über diese drei und nicht mehr oder andere zu berichten, hat seine Gründe. Erstens schien es mir angebracht, nicht über Lebende zu schreiben, sondern über Verstorbene, deren Gedächtnis mir teuer ist, und zweitens nicht über Jüngere und Junge, sondern über solche, die einer älteren Generation, hier der ehrwürdigen zwischen 1870 und 1880, angehören, zu denen ich fast in einem Vater-Sohn-Verhältnis stand. Jakob Wassermann lebte von 1873–1934, Thomas Mann 1875–1955 und Josef Reinhart 1875–1957. Alle drei hinterließen ein umfangreiches dichterisches Werk, das noch immer im Brennpunkt der Betrachtung steht und dessen geistesgeschichtliche Bedeutung innerhalb des ihm zugehörenden Raumes noch nicht voll erwogen ist.

Ich bin schon oft darüber befragt, sogar mehrmals «interviewt» worden, auf welche Weise meine Beziehungen zu den

vielen Dichtern, Schriftstellern, Literaten und Literaturgelehrten zustande gekommen seien, und stets fiel es mir schwer, darüber genaue Auskunft zu geben. Mit Bestimmtheit aber konnte ich immer sagen, daß ich keine dieser Beziehungen, die sich meist als fest und dauerhaft erwiesen, gesucht habe. Sie ergaben sich von selbst, auf die natürlichste Weise und lagen sogar am Wege einer ernsthaft und beinahe leidenschaftlich betriebenen literarischen Tätigkeit. Schon als Bub las ich sehr gern. Auf dem Estrich des väterlichen Hofes (am Fuße des Schlosses Liebegg, wo jetzt der Staat Aargau eine landwirtschaftliche Schule errichtet) befand sich eine alte, grüne Bücherkiste, gefüllt mit wahren Schätzen. In Erinnerung geblieben sind mir eine mächtige «Bilderbibel» (es war die reich illustrierte Luther-Bibel), die Schweizergeschichte von Johannes Sutz, ein paar Bände von Otto Sutermeisters prächtiger Gotthelf-Ausgabe – in deren einem Bande, gemalt von Karl Gehri, meine Mutter und mein Großvater abgebildet waren – und das «Hexenbuch» (ein beinahe tausendseitiges zerlesenes Märchenbuch). Diese herrlichen Dinge durchblättere ich bei jeder Gelegenheit und las alles, ob «verstehend» oder nicht – ich fand alles zauberhaft, wie das Schloß, den Wald, die Höhlen zuhäupten unseres Hauses. Als ich – leider – von da wegkam, ins Tal hinunter, verschwand wohl der romantische Rahmen um meine ersten Leseerlebnisse, aber nicht die Lesefreude. Die kleine Schulbibliothek eines mir wohlgesinnten Deutschlehrers hatte ich bald ausgelesen und dazu mehreres aus seiner mir offenstehenden Privatbibliothek, wie Andersens wundervolle Märchen, Roseggens «Waldschulmeister», das «Heidi», den «Lederstrumpf», Gullivers Reisen usw. Dann geriet ich, wie es bei Knaben fast unumgänglich ist, in den Bann von Karl May und begann, mir selber eine hübsche Bücherei anzulegen, zu deren sukzessivem Erwerb ich des Sonntags Kegel stellte. Auf diese Weise erwarb ich mir die große Ausgabe des Schweizerischen Robinson, dazu den von Defoe, die deutschen Volksbücher, deutsche Göttersagen und Heldengeschichten, eine schrecklich bebilderte Ausgabe von Schillers Räufern usw. Vor den Schaufenstern der Aarauer

Buchhandlungen notierte ich mir jeweils die Preise der ausgestellten Bücher mit möglichst buntem Umschlag, und nach guter sonntäglicher Ernte radelte ich am Montag nach Aarau, um mir den erwählten Schatz zu erwerben. Einmal wurde ich von einem Buchhändler mit schmalem, blassem Gesicht und durchdringenden Augen, der ein besonders verlockendes Buch im Fenster liegen hatte, ins Verhör genommen und nach meinem Alter gefragt, ob ich konfirmiert und aus der Schule entlassen sei. Das war ich natürlich nicht, ja erst eben recht mitten drin; aber mit Wadenbinden und zu großem Schlapphut angetan und also einem jungen Hilfsarbeiter gleichend, wagte ich es, auf die verblüffende Frage ja zu sagen und bekam von dem mich mißtrauisch mustern und zögernd zur Lade schreitenden Manne das Buch ausgehändigt; es war: Felix Dahn, «Ein Kampf um Rom» in einem Band, antiquarisch Fr. 3.50 kostend.

So kam meine Bekanntschaft mit der Literatur zustande, nicht auf besonders rühmenswerte Art zwar, aber es wurde eine leidenschaftliche Bekanntschaft, und sie hatte Dauer. Nach der Seminarzeit, die mit privater und Pflichtlektüre ausgefüllt war und mir unter guter Führung richtiges und systematisches Lesen ermöglichte, kaufte ich Buch um Buch und begann, mich mehr und mehr der Literaturwissenschaft zuzuwenden. Ebenso wie die Dichtung selbst interessierte mich jetzt das Wesen des Dichterschen, und ich las der Reihe nach die damals als wichtig geltenden Literaturgeschichten, Gattungsgeschichtliches und alle greifbaren Bücher über Literarisches und die Literaturen der Zeiten und Völker, so daß ich im Laufe gut genützter Jahre auch einen geordneten Überblick über das literarische Leben an sich gewann. Dies war denn auch die Zeit, da ich anfang, mir Notizen zu machen und für mich selbst alle gelesenen Bücher kritisch zu bearbeiten. Auf diese Weise kamen über 1000 Buchbesprechungen zustande, ohne daß ich jemals daran dachte, irgend etwas davon zu veröffentlichen oder jemandem zum Lesen zu geben. Es war ein nach außen unverpflichtendes, aber mit Fleiß und Leidenschaft, ganz privatim betriebenes Spiel ohne sichtbaren

Zweck. Schon früh hatte ich mich auch der modernen Literatur zugewandt und las alles, was mir erreichbar war und einen Namen hatte. Daneben beschäftigte ich mich eingehend mit Literaturkritik und bezog regelmäßig die aus- und inländischen einschlägigen Journale und lernte auf diese Weise auch die Fragwürdigkeit und Unzuverlässigkeit der allgemeinen literarischen Publizistik kennen. Es machte mir jeweils Spaß, in mein literarisches Tagebuch das Gegenteil von dem zu schreiben, was ich gedruckt über ein Buch gelesen hatte, und ich setzte mich oft mehr mit der Kritik auseinander als mit dem Buch, das sie betraf. Aber alles war nur Übung, weiter nichts, Übung des literarischen Denkens, Suche nach den Gesetzen und unumstößlichen Kriterien und deren praktischer Anwendung. Ich legte mir eine Sammlung von Dichterbildnissen an, die in die Hunderte gingen, und schrieb dazu Kurzbiographien, um rasch und sicher über die Autoren, deren Kreis sich dauernd erweiterte, orientiert zu sein.

Eines Tages sandte ich an einen großen deutschen Verlag, der in einem Prospekt seine Leser um die Meinung über eines seiner Bücher befragt hatte, einen in Briefform gefaßten Bericht über das betreffende Buch und bekam kurz darauf aus Alt-Aussee in Steiermark einen Brief des damals auf der Höhe seines Ansehens stehenden Romanschriftstellers Jakob Wassermann, dessen Bücher bis dahin ich alle kannte und für mich besprochen hatte. Mit jugendlicher Begeisterung hatte ich seine Romane und Erzählungen gelesen und liebte diesen deutsch-jüdischen Gerechtigkeitsfanatiker. In seinem Briefe stand geschrieben: «Ihr Brief war mir eine große Freude, mehr noch, er hat mich bewegt. Abgesehen von der Mittelbarkeit des Wegs, den er genommen und die den Eindruck nur verstärkt hat (zum Unterschied von so vielen, die sich an Direktheit nicht genug tun können und schließlich meist doch etwas wollen), besitzt er eine Aufrichtigkeit des Tons und eine Wahrheit der Empfindung, die ich nicht überhören kann und auch nicht so bald vergessen werde. Haben Sie Dank . . .». Das war der Anfang. Es entspann sich ein lebhafter

Briefwechsel mit Jakob Wassermann, ich sprach im Studio Bern über ihn und sein Romanwerk, und es folgte die erste persönliche Begegnung in Basel, wo Wassermann im Hans-Huber-Saal seine berühmte «Rede an die Jugend über das Leben im Geiste» hielt. Bald darauf besuchte er mich in Burg, unter vorheriger Anmeldung: «. . . Nächste Woche fahren wir wieder nach Zürich, und ich möchte dann auch im Wagen auf einen Tag zu Ihnen hinüberfahren. Sie müßten mir nur dann genau schreiben, wo dieses Burg liegt, das ich auf allen Karten vergeblich gesucht habe.» Begreiflich: wer nicht Stumpfenraucher war und nur die weltfähigen Ortsnamen im Schweizerland kannte, konnte von dem hübschen, abgelegenen Nestchen im obersten Wynental kaum eine Ahnung haben. Aber mir gefiel es, ich kam mir da oben wie Rumpelstilzchen vor und fühlte mich wohl in dieser Rolle. Und dann kam er, herbeigeführt von seinem treuen Chauffeur, der ihn durch ganz Europa zu Vorträgen in den Städten gefahren hatte, und begleitet von seinem Schwiegersohn Hans Aufricht-Ruda, bekanntgeworden durch seinen Roman «Der Fall Roncière». Wir saßen bei Tisch, Wassermann obenan, aber er aß von dem Festgericht, das meine Frau zu seinen Ehren bereitet hatte, nichts, sondern bat um einen Apfel, ein Stücklein Brot und ein Glas Wasser. Da saß er: der große Meister des modernen Gesellschaftsromans, hofiert von einer großen Leserschaft und von den Literaten als «die größte erzählerische Kraft in deutscher Sprache» bezeichnet. Da saß er, klein, scheu und in sich zusammengesunken. Einzig sein mächtiges Haupt mit der hohen gewölbten Stirn ragte über den Tisch empor. Den Blick hielt er gesenkt und die schlanken, vergeistigten Hände melancholisch vor sich hingebreitet. Er sprach wenig, er wollte hören und vernehmen. Kam aber das Gespräch auf Dinge seines intimsten Interessenkreises, so hob er blitzschnell den Kopf, fuhr mit der Hand über die Stirn, ließ den warmen Blick seiner tiefdunklen Augen über seine Zuhörer gleiten und sprach in seinem weichen fränkischen Deutsch, mit tiefer, leiser Stimme und vorgewölbten Lippen von dem, was ihn zutiefst bewegte. Vor allem

war es die Not der Zeit, die ihn bedrängte, die europäische Wirtschaftskrise, das beängstigende Heraufkommen der Nazis in Deutschland. Hier sah Wassermann klar wie wenige, und keine Beschwichtigungsversuche vermochten ihn zu beruhigen. Er spürte die kommende Nacht und litt unsäglich. Die Schrecken der Hitlerei hat er nicht mehr erlebt, diese aber leidend vorausgeahnt und vorausgesagt. «Wo ich bin und hinkomme», sagte er, «geschieht etwas, im Großen und Kleinen ziehe ich Schicksal auf mich, das ist kein Zufall, Zufall gibt es nicht, und es wäre wunderlich, wenn sich meine Ahnungen nicht erfüllen würden; aber, was wollen wir, wir müssen unsern Weg gehen nach dem Gesetz.» Er ließ sich seinen Fatalismus nicht ausreden und bekam recht. Man hat seine Romane oft allzu romanhaft gefunden und nicht gewußt, daß sein Leben selbst ein «Wassermannscher Roman» war, wie Thomas Mann so treffend schrieb. Er erzählte von seiner schweren Jugendzeit, von seinem mehrtägigen Hungermarsch in die Schweiz, den er barfuß, von Waldfrüchten lebend, ausgeführt hatte, und er erzählte von seinem mühsamen Aufstieg. Daß er jetzt einer der bestbezahlten und verlegerisch begehrtesten Autoren Europas war, erwähnte er nicht, denn es machte ihm weder Eindruck noch besondere Freude, und er bildete sich darauf gar nichts ein. Im Gegenteil, er litt an beständiger Selbstunzufriedenheit, und er wurde sein dauerndes Bedürfnis nach «Rechenschaftsablegung», wie er sagte, nie los. «Wenn ich nachgebe, so bin ich sofort verloren», sagte er leise. Sprach er aber von Hofmannsthal, seinem kurz vorher verstorbenen Freund, so verklärte sich sein Antlitz, und die Schwere wich für ein paar Augenblicke von ihm. Er sprach von Wanderungen, Radtouren, Gesprächen mit dem Unvergleichlichen und konnte lachen, wenn ihm eine Anekdote einfiel; aber sogleich fiel er in sich selbst zurück, wenn ihm plötzlich bewußt wurde, daß er ihn verloren hatte. Seinen stärksten Schmerz um den Verlust des Unersetzlichen hatte sich Wassermann in seiner ergreifenden Gedächtnisschrift «Hofmannsthal, der Freund» von der Seele geschrieben; aber im Innersten trug er bis an sein Lebensende

Trauer um ihn und wußte, daß er ihm bald im Tode folgen würde. Es war ja Hugo von Hofmannsthal gewesen, der auf die Frage, «wer eigentlich ein guter Mensch sei», geantwortet hatte: «Der Jakob. Der Jakob ist ein guter Mensch». Damit war Jakob Wassermann gemeint, der Gute und für das Gute sich leidenschaftlich Einsetzende. «Es fehlt an Vertrauen in der Welt», sagte er, «das Mißtrauen unter den Menschen wird sie umbringen.» Damit sah er über seine sich eindunkelnde Epoche und den Zweiten Weltkrieg hinaus bis in unsere Gegenwart, die dreißig kommenden Jahre mit seinem alttestamentlich berührenden Prophetenblick überspringend. Er wollte vor seiner Abreise noch ein bißchen spazieren gehen und Dorf und Landschaft in sich aufnehmen. Wir gingen zur kurz vorher erbauten Turnhalle hin. Dort sah er einen Barren stehen, und eh' man sich's versah, sprang er zwischen die Holmen und drückte einen Handstand, lustig zu uns herblinzelnd und mit den kurzen Beinen strampelnd. Erschrocken eilte ich hinzu, um ihm, dem Sechzigjährigen, beim Absprung beizustehen. Doch er schüttelte den Kopf, und mit schwungvoller Wende und eleganter Kniebeuge landete er auf dem Boden. «So was verlernt man nie», sagte er, die Hände reibend und über unsere Verwunderung schalkhaft lachend. Dann schwieg er wieder, aber nichts entging ihm auf unserer Wanderung zum Schulhausplatz, von wo aus er die prächtige Aussicht in die vorsommerliche Landschaft genoß. «Das ist wie Gemälde von alten Meistern!» rief er entzückt und kam dann lebhaft auf seine fränkische Jugendheimat zu sprechen, an die ihn unser Tal erinnerte.

Nach diesem Besuch sahen wir einander nur noch einmal, kurz vor seinem Tod, in Zürich, wo er aus seinem neuen Roman las. Über seinen Besuch in Burg hat er mir geschrieben: «. . . Ich hatte einen so schönen, reinen Eindruck von Ihnen und Ihrer Frau und Ihrem Haus und Ihrer Landschaft und Ihrer ganzen Existenz, daß er bis heute frisch geblieben ist und ich noch immer etwas wie Neid auf diese völlige Ruhe empfinde . . .» Als dann die Hitlerei ausbrach und er sich stark bedroht fühlte, trug er



sich ernstlich mit dem Gedanken, sich in meiner Nähe niederzulassen; aber es sollte nicht mehr dazu kommen, ein sanfter Tod nahm ihn hinweg und ersparte ihm die unsäglichsten Leiden, ihm, über den Thomas Mann bald darauf so warmherzig und schön schrieb: «Ein Gruß in die Ewigkeit ist dies, lieber Jakob, es wollte nichts weiter sein. Wie lange noch, und ich werde sein, wo du bist, und woher wir alle kommen. Denn wir sind alle vom gleichen Stoff und vom gleichen Geiste auch. Den Gottvergessenen, die es in schändlicher Grausamkeit leugnen, wird nicht vergeben werden.»

In dieser Zeit hatte ich, ohne auf irgendwelche Aussichten zu hoffen, an einem literarischen Wettbewerb der Deutschen Buch-Gemeinschaft in Berlin teilgenommen, nur übungshalber eigentlich, und hatte einen Aufsatz über den grüblerischen, meiner Ansicht nach zuwenig bekannten schlesischen Erzähler Hermann Stehr geschrieben und wurde zu meiner Überraschung mit dem dritten Preise ausgezeichnet. Der zurückgezogen lebende Dichter schrieb mir daraufhin u. a.: «Ihr . . . war wohl der kostbarste und bedeutsamste, nicht nur seines hohen geistigen Gehaltes und Schwunges halber, sondern auch, weil er aus der Kämpferschar für die Erziehung der Menschen stammt, in der ich getreulich 27 Jahre meinen Mann gestanden habe . . .» Ich erwähne dies als Einleitung des Besuches von Thomas Mann. In einer Besprechung von «Mario und der Zauberer» hatte ich ähnliche Einsichten vertreten wie im Aufsatz über Stehr und hatte die tiefsinnige und schöne Novelle gegen einen in einer deutschen literarischen Zeitschrift erfolgten dummen und verständnislosen Angriff verteidigt und dabei meine freilich noch jugendlich draufgängerischen, aber selbst erworbenen Theorien einer sachgerechten Interpretation gegen die industriell betriebene und schablonisierte Literaturkritik der damaligen, meist nur noch nach politischen Rücksichten urteilenden Zeit in Anwendung gebracht. Man hatte nicht gemerkt, daß mit dieser geistreichen, virtuos komponierten Novelle der Faschismus entlarvt und bloßgestellt wurde – oder man hatte es gemerkt und

vermochte ihrer schlichten und kühnen Wahrheit nur mit Bosheit und Verdruß zu begegnen. Mein Schreiben trug mir den ersten Brief von Thomas Mann ein, einen heiteren, gelassenen, über jene Kritik ironisch hinweggehenden Brief, dem im Laufe von 25 Jahren weitere, den abenteuerlichen, tapferen Weg des Dichters begleitende und bezeichnende folgten. Zweimal trafen wir uns in Küsnacht bei Zürich, wo Thomas Mann unter dem ersten Schock des Nazitums, dem er beinah sein ganzes leibliches Gut hat opfern müssen, sich provisorisch niedergelassen hatte. Bis Amerika in den Krieg trat, liefen die Briefe auch über den Atlantik hin und her, nachdem Thomas Mann seinen Sitz vorerst in Princeton und dann in Kalifornien aufgeschlagen hatte. Nach Kriegsende setzte die Korrespondenz von neuem ein, und ich hatte eine Zeitlang, bis der Dichter wieder in Europa war, den schönen Auftrag, einige seiner Aufsätze an schweizerische Zeitschriften zu vermitteln und sein bescheidenes Bankkonto, das ich ihm auf der «Volksbank in Reinach» angelegt hatte, zu verwalten. Nach seiner Rückkehr traf ich Thomas Mann wiederholt in Zürich. Ich hatte bis zu seinem Abschied von Europa alle seine Bücher besprochen und tat es dann weiter bis zu seinem unerwartet raschen Tod. Er, Jakob Wassermann und Hermann Hesse namentlich waren es gewesen, die mich zur Veröffentlichung meiner literarischen Aufsätze und Rezensionen aufgemuntert hatten – ohne diesen ermunternden Stupf wäre es wohl nie dazu gekommen. Ein Besuch Thomas Manns in Burg kam relativ spät zustande. Mehrmals – und dies schon vor dem Kriege, auch als er noch in München lebte – war ein Herkommen vereinbart worden, aber immer gab es verhindernde Zwischenfälle, anderweitige Verpflichtungen, Krankheiten usw. Endlich, im Sommer 1950, an einem schwülen, regnerischen Julitag, kam der längst geplante Besuch zustande, nachdem mir Thomas Mann geschrieben hatte: «Kommt der Prophet nicht zum Berge, so kommt der Berg zum Propheten.» Auch in der schwersten Zeit hatte er seinen herrlichen Humor nicht verloren, zu seinem Glück; es gab für ihn eine Zeit, da ihn die ihm innewohnende

Heiterkeit und seine ironische Weltbeurteilung fast allein noch oben hielten und dunkle Anwandlungen, von denen er durchaus nicht frei war, im Bunde mit einer einzigartigen hohen geistigen Disziplin und Selbstzucht verscheuchten. Vorausgehend hatte ich ihm, ähnlich wie Wassermann zwanzig Jahre früher, eine Karten- und Straßenskizze senden müssen, damit seine Tochter Erika, die ihn begleitete und den Wagen steuerte, den komplizierten Weg zu finden vermöchte. Und doch fand sie ihn auf den ersten Anhieb nicht. Das kleine Burg hat sehr viele Straßen – man nennt es nicht umsonst «Straßburg» –, die wie die Fäden eines engen Spinnennetzes ineinander- und durcheinanderlaufen, und das gute Fräulein Erika fuhr, die Auskünfte der befragten Passanten mißdeutend, mehrmals im Kreise herum, bis endlich der richtige, etwas abseitige, aber sicher zum Hause führende Feldweg gefunden war. Es begann leicht zu regnen, als ich Thomas Mann, den Hut in der Hand, daherkommen sah. Ich ging ihm entgegen und bat ihn, doch den Hut aufzusetzen. Er tat es langsam, lächelnd: «Gut, wenn Sie's befehlen.» Zögernd kam er gegen das Haus geschritten, und wie befangen betrachtete er neugierig das sanft gewellte Hügelgelände und genoß den Ausblick über Felder und Tannenwälder. Bevor er über die Schwelle trat, sagte ich: «Ein werter, teurer Gast – kein beßrer Mann ist über diese Schwelle noch gegangen.» Thomas Mann hob den Kopf, sah mich verwundert an und sprach, den Fuß zurückziehend: «Aber sagen Sie, lieber Freund, ist denn nicht kürzlich Hermann Hesse dagewesen?» «Ja», gab ich zurück, «aber er betrat das Haus von der anderen Seite.» «Ach so», erwiderte er befriedigt und trat nun munter ein. Man hat sich allgemein von Thomas Manns Persönlichkeit ein falsches Bild gemacht, man fand ihn stolz, unnahbar, unumgänglich. Von alledem fand ich nicht die Spur, er war der liebenswürdigste, aufmerksamste Mensch, der sich denken läßt, und war die Bescheidenheit selbst. Nicht ganz so schweigsam wie Wassermann, überließ er das Gespräch doch auch lieber seinen Partnern und hörte aufmerksam zu und betrachtete intensiv die Men-

schen und Dinge. Die Menschenneugier, sein Bedürfnis, neues, fremdes Leben in sich aufzunehmen, war groß, und er interessierte sich für alles, was er sah und was um ihn her vorging. Er war ein Zuhörer, wie ich wenige kennengelernt habe, und seine Fragen, in klangvollem, leicht nasalem Deutsch gestellt, waren präzise und verlangten ebensolche Antworten. Wir sprachen damals von meinen Tätigkeiten, er befragte mich nach meiner Meinung über die Aussichten Nachkriegs-Europas, die er gar nicht rosig beurteilte, sprach von seinem kurz vorher verstorbenen Bruder Heinrich und dessen letzten Arbeiten und kam dann auf die Krise des Romans zu sprechen. Er trüge sich mit dem Gedanken, den «Felix Krull» auf Verlangen vieler Freunde fortzusetzen, und was ich dazu meine, fragte er. Ich war von der Idee begeistert und gab meiner Freude, dies leider Fragment gebliebene Romanwerk, das ich besonders liebte und fast als echten Thomas Mann hoch einschätzte, nun doch vollendet zu sehen, unverhohlenen Ausdruck. Das war ihm lieb. «Aber wer weiß», sagte er wehmütig und doch zuversichtlich lächelnd, «ob ich's noch zustande bringe.» Wie manche von Thomas Manns Ahnungen war auch diese berechtigt: Der «Krull» fand wohl eine wundervolle Erweiterung – aber er ist Fragment geblieben.

Nach seinem Besuch bei mir sah ich Thomas Mann noch zweier- oder dreimal, Briefe aber gingen noch viele von Erlenbach und dann von Kilchberg, das ihm so lieb war, zu mir her und zurück. Nach seinem Besuche hat er geschrieben: «... ein Wort des Gedenkens und des wiederholten Dankes der nach glatter Fahrt Heimgekehrten und Ausgeschlafenen muß allem andern vorgehen. Es war ein vollendet wohltuender Ausflug. Ihr wunderschönes Heim im Kuhglockengeläut auf der Höhe mit dem ergreifenden landschaftlichen Umblick habe ich spät mit Augen gesehen, aber es konnte nie zu spät dazu sein. Es gilt uns fortan als das eigentliche Herz der Schweiz. Wir haben auf der Rückfahrt viel von Ihnen und den Ihren gesprochen, und gleich machen wir uns auf nach Hirslanden, um der Genesenden (Frau Katia) von

unserm herzerwärmenden Erlebnis zu berichten. Die Gemeinschaft mit guten, reinen, wohl unterscheidenden Menschen, stark zur Liebe des Rechten wie zu heiterer oder auch zorniger Verwerfung des Dummen und Schlechten – wie beglückend ist das in dieser Welt der Verschmiertheit, Bosheit und Lüge! Erika und ich kamen überein, daß diese Abendstunden bei Ihnen uns beiden ein seelischer Gewinn bleiben werden. Frieden und Freude Ihnen und den Ihren!»

Heute wundere ich mich nicht mehr, daß es damals die ältere Dichtergeneration war, die mich anzog und zu der ich Vertrauen hatte. Es war die Generation meiner Eltern, und etwas wie Sohns-Gefühle hatte ich für alle drei der hier aufgeführten Dichter, vor allem aber für Josef Reinhart, der drei Monate jünger war als Thomas Mann und ihn nicht um ganz zwei Jahre überlebte. Als ich Josef Reinhart persönlich kennenlernte, liebte und kannte ich längst alle seine Gedichte und Geschichten, mit denen ich sozusagen aufgewachsen bin, und zudem war es seine Jugendzeitschrift, der «Jugendborn», die mir während mehr als vier Jahrzehnten den verehrten Namen beständig vor Augen führte. Auch in meinen kühnsten Knabenträumen hätte ich es mir nie einfallen lassen, daß dieser Dichter einmal mit mir Freundschaft schließen würde oder daß es mir beschieden sei, zu seinem 80. Geburtstag die Festnummer des «Jugendborns» zu schaffen, seine Bücher zu besprechen und ihm einen Nachruf zu schreiben. Und doch ergab sich alles dann auf ganz natürliche Weise. Lange bevor ich andere kannte, war mir Josef Reinhart der Inbegriff des wirklichen Dichters – er ist es geblieben, und in meinem Gedächtnis lebt er als wahrer, als reiner Poet fort. Seine dichterisch verklärte Bauernheimat samt Knechten, Nachbarn, kleinen Helden und Taugenichtsen, samt kindlichen Abenteuern in Wald, Feld und Haus hat mich von jeher im Innersten angesprochen und mir die eigene verlorene bäuerliche Heimat ersetzt, nach der ich selbst heute noch Heimweh habe. Es fiel mir leicht, die Geschehnisse in Reinharts fernen Jurageschichten nach der Liebegg zu verpflanzen und dort selber der Seppli vom

Galmis zu sein, so sehr lebte ich mit, und so tief sprach mich an, was der Dichter beseelend aus dem goldenen Boden der Jura-heimat seines Solothurnerlandes zauberte. Erst viel später lernte ich den wahren Wert von Reinharts Dichtkunst bewußt erleben – die Jugendliebe aber hatte den Grund dazu gelegt.

An einer Sitzung der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins, an der er als Herausgeber des «Jugendborn» teilnahm, traf ich zum erstenmal mit Josef Reinhart zusammen, und da stellte es sich heraus, daß er hinter den mit O. B. gezeichneten Besprechungen seiner Bücher jemand anders als mich vermutet hatte. Sein Schweigen war nun endgültig gebrochen. Es setzte ein reger Briefwechsel, gefolgt von Telefongesprächen, ein, und gegenseitige Besuche in Burg und in den «Steingruben» bildeten die Krönung der wohl späten, aber um so herzlicheren Bekanntschaft. Wir waren miteinander im Galmis am Fuße der Balmfluh, das sich wie Gotthelfs und Gfellers Emmental als eine Stätte poetischen Ursprungs dauerndes Heimatrecht in der schweizerischen Dichtung erworben hat. Josef Reinhart zeigte mir sein Elternhaus und das «Gumme-Schulhaus», die beide zum unerschöpflichen Quell jugendfroher und inniger Erzählungen geworden sind. Am größten aber war meine Freude stets, wenn er am Telefon verkündete: «Hie isch Reinhart, mr chöme de hüt, aber sägs nume, wenns nid paßt, s macht nüt, mr chömen es anders Mol». Natürlich paßte es immer. Aber so war er: In seiner großen Bescheidenheit glaubte er, andere zu stören, und seine Rücksichtnahme kannte keine Grenzen, obschon er selber und sein gastliches Haus dauernd überlaufen waren. Hergeführt von seinem Schwiegersohn und begleitet von seiner Frau und seinen beiden Töchtern fand er den Weg zu mir herauf. Er hatte jeweils Mühe, aus dem Wagen zu steigen, denn Josef Reinhart war von großer, kräftiger Gestalt. Hatte er das Autotürchen hinter sich, dann streckte er sich wohligh und setzte seinen Stock, von dem er sich nicht zu trennen schien, fest auf den Boden, und ein mildes Lächeln ging über sein gütiges Antlitz: «So, do si' mr.» Wie liebte ich sein wohlklingendes Solothurnerdeutsch, das mir

aus Versen und Prosa so vertraut war! Er, der in seinem Wesen ein echter Bauer geblieben war, liebte es, über die Felder und Höhen hinzuschauen; er besaß den versonnenen Fernblick des weisen Landmannes. Einmal begleitete ich ihn auf seinen Wunsch über einen schmalen Wiesenweg zu einem Bänklein, das er liebte. Er wollte mit mir auf ein Viertelstündchen allein sein. Und kaum dort angekommen, streckte er mir die kräftige Hand hin und trug mir, fast feierlich gestimmt und doch schmunzelnd über seinen Einfall, das Du an: «Mr si Kollege, hättisch 's scho lang verdient um mi», sagte er und ließ keine schüchtern vorgebrachten Einwände gelten. Und dabei blieb es. «Was schaffisch?» wollte er meist zuerst wissen, wenn wir uns trafen. Nicht *seine* Arbeit, sein gutes, auch im hohen Alter immer noch vorangetriebenes Werk stellte er in den Vordergrund des Gesprächs, sondern immer nur die Angelegenheiten des Freundes, und erst am Rande der Unterhaltung kam er, fast verschämt, auf das zu sprechen, was ihn selbst beschäftigte. Aber kaum hatte er davon zu sprechen begonnen, fuhr er mit ungeduldiger Handgebärde übers Antlitz: «Aber 's isch nüt, weiß no nit, was drus wird.» Er liebte Hermann Hesse und verlangte immer zu wissen, wie es ihm ging, was er schrieb. Zu Thomas Mann hatte er ein weniger sicheres Verhältnis. «Dä isch mr z gschit», sagte er, als ich ihm auf seine Frage über meine Arbeit am «Doktor Faustus» Auskunft gab. Darauf mußte ich lachen, hörte aber gleich gespannt seinem knappen, trefflichen Bericht über ein paar Mannsche Novellen zu, die er gelesen – wirklich gelesen hatte, und die durch ihn eine meisterliche Interpretation erfuhren, so wie sie nur der dichterisch denkende und empfindende, der eigentlich poetische Leser zu geben in der Lage ist. Wie wenige konnte Josef Reinhart lieben und verehren, bewundern und neidlos aufblicken zu den Mitschaffenden, das seinige in den Schatten stellend. Und wie dankbar war er für jede Handreichung, jedes gute Wort, das man für sein Schaffen hatte, und immer hatte er Angst, es möchte zuviel des Guten sein, so selbstlos, bescheiden dachte er von sich selbst und seinen Schriften.

Seinen unerwarteten Hinschied zu glauben fiel mir schwer. Als ich an seinem Grabe stand, fühlte ich so recht die ganze Schwere des Verlustes: ich hatte einen mir herzlich wohlgesinnten, väterlichen Freund verloren. Verloren? Sein Anruf «Hie isch Reinhart» begleitet mich fernerhin durchs Leben.

*Otto Basler*

## GLÜCK

Jeder Tag bringt neues Hoffen,  
Für das Glück ist jeder offen,  
Oftmals schau'n wir nach ihm aus,  
Und es ist bei uns zu Haus.

*Josef Reinhart*